

## Über einige Aporien kritischer Gesellschaftstheorie

von Patrizia Gruber

Mit der kritischen Theorie, deren Grundbegriffe teilweise mehr auf Weber als auf Marx zurückgehen, schien auch innerhalb der Linken Gesellschaft als in sich selbst vermittelte Totalität darstellbar ohne Rekurs auf Klassenkonflikte, die im Nachkriegskapitalismus in der Tat die pazifizierte Gestalt von institutionalisierten Lohn- und Arbeitskämpfen dauerhaft anzunehmen schienen. Gerade die vorübergehende Abwesenheit einer akuten Verwertungskrise, d.h. der kurze Sommer keynesianisch-fordistisch regulierter Prosperität, der schon mal zu einer kulturellen lebensweltlichen Angleichung der subalternen Klassen geführt haben mag, verführte die Gesellschaftskritik, die nunmehr als Kulturkritik auftrat und die marxistische Krisentheorie wegen angeblicher Überholtheit über Bord warf, dazu, eine totalitäre, technokratische Gesellschaft in Permanenz ohne manifeste Konflikte zu phantasieren und den Begriff der Klasse über kulturelle Homogenisierungsprozesse nach unten hin auf den der integrierten Massengesellschaft auszudünnen. Nicht mehr die Stellung zu den Produktionsmitteln ist es, die den Unterschied zwischen Kontrolle und Ohnmacht, privater Aneignung und gesellschaftlicher Mehrarbeit ausmacht, vielmehr schiebt sich für Marcuse noch „ein über alles hinwegsetzendes Interesse an der Erhaltung und Verbesserung des institutionellen Status quo über die früheren Antagonismen.“<sup>(1)</sup> Hat sich erst einmal die Arbeitsgesellschaft zu einem lückenlosen stählernen Gehäuse der Warenförmigkeit zusammengeschlossen, dann hat es auch die emanzipative Kritik naturgemäß schwer: „Kein Standort außerhalb des Getriebes läßt sich mehr beziehen von dem der Spuk aus mit Namen zu nennen wäre.“<sup>(2)</sup> Noch schwerer haben es allerdings die Subjekte mit ihrer Befreiung, die sie an sich selbst abarbeiten sollen. „Wie“, fragt Marcuse,

und da sucht er wohl den Stein der Weisen vergeblich, „können die verwalteten Individuen – die ihre Verstümmelung zu ihrer Freiheit und Befriedigung gemacht haben und sie damit auf erweiterter Stufenleiter reproduzieren – sich von sich selbst wie von ihren Herren befreien? Wie ist es auch nur denkbar, daß der *circulus vitiosus* durchbrochen wird?“<sup>(2)</sup>

Man muß zugestehen, daß die kritische Theorie selbst sich durch die desaströse Erfahrung des historischen Faschismus hindurch konstituiert hat. Im deutschen Faschismus hat sich bekanntlich die bereits durch den sozialdemokratischen Revisionismus vorgebildete Desorganisation der proletarischen Klasse vollendet in Richtung auf eine massenintegrative und manipulative Volkspartei pluralen Typs. Diese Desintegration proletarischer Deprivationserfahrung konnte erfolgreich in der nationalen, zentralisierten, kriegsökonomischen Arbeitsgemeinschaft gebannt werden. Mithilfe der Arierungs- und Enteignungspraktiken des totalen Staats gelang es den krisengeschüttelten deutschen Kapitalfraktionen, den Klassenkonflikt im Ideologem des „schaffenden Kapitals“ zum Stillstand zu bringen, ohne den Kapitalismus selbst anzutasten. In diesem Strategem erfüllten sich die brutalsten Hoffnungen konservativer Theoretiker, die schon vorher eifrig an der Einheit von „Führerarbeit“ und „ausführender Arbeit“ gegen die raffende „Gewinnarbeit der Spekulanten“<sup>(4)</sup> gebastelt hatten. Horkheimer und Adorno haben diese diskursive Leistung in ihrer Absurdität enthüllt:

„Die produktive Arbeit des Kapitalisten, ob er seinen Profit mit dem Unternehmerlohn wie im Liberalismus oder dem Direktorengelohn wie heute rechtfertigte, war die Ideologie, die das Wesen des Arbeitsvertrages und die raffende Natur des Wirtschaftssystems überhaupt zudeckte.“<sup>(5)</sup>

Hinter der Aufdeckung des falschen totalitären Burgfriedens, dessen modernisierende Funktion im staatsgeschützten Ausgleich von Kapital und Arbeit in den Nachkriegsgesellschaften sichtbar wird, verorten Horkheimer/Adorno allerdings die Wiederkehr der schlecht sublimierten ersten Natur als barbarischer, oder um es mit den Worten H. J. Krahls zu sagen, „(...) daß also die Erfahrung des Faschismus die Einsicht in den hermetischen Zwangscharakter hochindustrialisierter Klassengesellschaften und in den Verfall der bürgerlichen Individualität geliefert hat – aber durch den manifesten Naturzustand, den der Faschismus hergestellt hat, die Organisationsmöglichkeiten der proletarischen Klasse und den Strukturwandel der proletarischen Klasse nicht hat konstitutiv in die Theorie eingehen lassen.“<sup>(6)</sup>

Die Chance für die politische Reorganisierbarkeit der Arbeiterklasse ist für Adorno im Nachkriegskapitalismus auf absehbare Zeit vertan, wofür neben der Erfahrung des Faschismus die scheinbar abgeschlossene Transformation des Laissez-Faire-Kapitalismus in seine keynesianisch-gemischtwirtschaftliche Form steht und mit ihr die für dauerhaft gehaltene Eingliederung exterritorialer Klassen in kleinbürgerliche, fordistische Reproduktionsmodelle. Daß der von Marx so bezeichnete 'virtuelle Pauper' zunehmend „in die bürgerliche Gesellschaft und ihre Anschauungen integriert“<sup>(7)</sup> würden, war laut Adorno nicht vorauszusehen. Ebenso wenig hatte Adorno vorausgesehen, daß die unterstellte totale Kohärenz des Massenkonsumtionsmodells samt seiner stabilisierenden staatlichen Herrschaftstechniken mit der ebenso unterstellten Fähigkeit des Kapitalismus fällt, den Lebensstandard der arbeitenden Bevölkerung, eingeschlossen die Antizipation des sozialen Aufstiegs, aufrechtzuerhalten. Die



vielbeschworene Eindimensionalität der serialisierten ('monadierten') Gesellschaft samt ihrer ideologischen Konformität ist nur in Zeiten des relativen Wohlstandes möglich; sie wird in anderen Zeiten wieder aufgelöst, in denen die letztlich beruhigende Phase des intellektuellen Ressentiments, die Dauerkritik am 'bornierten Haben-Wollen' endlich ausgesetzt werden muß. Auch deshalb mußten hier einige Aspekte der traditionellen kritischen Theorie aufgerollt werden, weil diese die eigentliche theoretische Grundlage jenes Dauergeredes vom 'fetischistischen Totalverblendungszusammenhang' bilden, und zwar in einer noch intelligiblen Form, wenngleich Adorno schon in der Nivellierung des gesellschaftlichen Antagonismus vorgreift: In der totalen Entfremdung technokratischer Herrschaft werden sie einander endlich gleich, Unterdrückter und Unterdrückte, die Verfügenden und deren Objekte: „Weiter wird Herrschaft ausgeübt durch den ökonomischen Prozeß hindurch. Dessen Objekte sind längst nicht mehr nur die Massen, sondern auch die Verfügenden und ihr Anhang.“<sup>(8)</sup>

Hinter der durchaus auch material und nicht nur ideologisch verstandenen Totalität von Warenproduktion und Tauschverkehr ebnet sich die Einsicht ein, daß diese herrschaftstechnisch nur durch ein vielgliedriges Gefüge von Hierarchisierungen, Anreizsystemen und Soziotechniken erhalten werden kann.

Unter anderem ist es das System permanent reproduzierter 'feiner Unterschiede', das den basalen Antagonismus von Lohnarbeit und Kapital zumindest abfedert, und der 'totale Verblendungszusammenhang', die Aspekte der 'Fetischvergesellschaftung', die post festum als die glatte Oberfläche des eingeebneten Widerspruchs erscheinen, sind erst einmal Ergebnis komplexer Strategien, die den Subjekten auch als von ihrer Verfügungsgewalt abgespaltene Institutionen gegenüberstehen, also: Fetischismus als sich vergessender und verdeckender Herstellungsprozeß und nicht als Sammelsurium von Fetischdingen, wie es die abgenutzte Rede vom 'Geldfetisch', 'Kapitalfetisch' usw. suggerieren mag.

Der neuerdings erhobene Geschwätzton über die Einebnung linker und rechter Diskurse, wird leider dort wahr, wo es einem am wenigsten lieb ist: Das Argument von der Arbeiterklasse, die für ihre verausgabte Arbeitskraft äquivalenten Arbeitslohn 'privat aneignet' findet sich bereits bei verwirrten Reaktionären, die Marx zwar nicht lasen aber auch nicht in Ruhe lassen konnten:

„Arbeit ist ihm [i.e. Marx] eine Ware, keine Pflicht: das ist der Kern seiner Nationalökonomie. Seine Moral wird zur Geschäftsmoral. Nicht daß das Geschäft unsittlich ist, sondern daß der Arbeiter ein Narr war, es nicht zu

machen, liest man zwischen den Zeilen. Der Lohnkampf wird Spekulation, der Arbeiter wird Händler mit seiner Ware Arbeitskraft.“<sup>(9)</sup>

Auch die Krisis-Autoren räumen mit dem 'Klassenkampfmarxismus' gründlich auf, das hört sich dann stellenweise ähnlich an:

„Denn auch die 'Ware Arbeitskraft' ist eine Ware, in deren Begriff die 'Privatheit' enthalten ist. Das bedeutet nichts anderes, als daß auch die Arbeiterklasse in der Form des Geldlohnes 'privat aneignet'.“<sup>(10)</sup> Das „Klasseninteresse des Proletariats [ist] ein ganz stinknormales Konkurrenzinteresse“,<sup>(11)</sup> das Arbeiterinteresse ist ein „banales Geldinteresse“. <sup>(12)</sup> Gerade durch die Warenform der Arbeitskraft werden die Klasseninteressen „zu einer Identität zusammengeschlossen“ <sup>(13)</sup> und diese „Interessen-Identität“ ist keine „Ideologie“<sup>(14)</sup> im Sinne falschen Bewußtseins.

Was bleibt, ist der marginale Gegensatz zwischen Einkommensempfängern verschiedener Kategorien – als bloß „verschiedenen Warenbesitzerkategorien“<sup>(15)</sup> – also zwischen den bescheidenen Lohnempfängern und den „Superreichen“, die einträchtig – eben immer nur Haben-Wollen – die Selbstverwertung des Wertes, den Kapitalismus als abstrakte Selbstzweckmaschine am Laufen erhalten.

Daß sich die Träger des Kapitalverhältnisses Produktionsmittel und damit Herrschaft über Produktionsbedingungen aneignen, die Lohnabhängigen aber nur Waren, deren Konsum sie nicht mächtiger macht, sondern wiederum nur abhängiger von ihnen nicht gehörenden Produktionsbedingungen, wird hier ausgeblendet. Die Ware Arbeitskraft fungiert nun einmal bloß für dessen Käufer als Kapital, dem Verkäufer (Lohnabhängigen) wird es aus verständlichen Gründen kaum möglich sein, sich durch den Verkauf unbezahlte Arbeit anzueignen, ausgenommen jenen, die sich in sogenannten „Führungspositionen“ über ihren Lohn einen Anteil ihrer Kollegen zuschlagen, d.h. eben auf Kosten anderer Arbeitsverkäufer.

Der von Krisis angeschlossene gute Tip, doch einmal Marcuse kritisch zu historisieren und eine „Kultur der Verweigerung“<sup>(16)</sup> zu entwickeln, kann schwerlich als eine Appellation an diejenigen aufgefaßt werden, die als deregulierte prekäre Flexi-Worker an sich selbst die reale Wiederkehr des 'virtuellen Pauper' erfahren. Aufforderungen, den gesellschaftlichen Konflikt an sich selbst ein bißchen auf- und abzarbeiten, gewaltfrei und mikroelektronisch vernetzt stoffliche Ressourcen zu besetzen, gibt es bereits genug. Davon, den Entfremdungsbegriff als abstrakte Kategorie zur Beschreibung des gesellschaftlichen Verhältnisses zu verwenden, um den Klassenantagonismus zu vernebeln, rät übrigens schon Marx in der 'Heiligen Familie' ab:

„Die besitzende Klasse und die Klasse des

Proletariats stellen dieselbe menschliche Selbstentfremdung dar. Aber die erste Klasse fühlt sich in dieser Selbstentfremdung wohl und bestätigt, weiß die Entfremdung als ihre eigene Macht und besitzt in ihr den Schein einer menschlichen Existenz; die zweite fühlt sich in der Entfremdung vernichtet, erblickt in ihr ihre Ohnmacht und die Wirklichkeit einer unmenschlichen Existenz.“<sup>(17)</sup>

Es geht hier auch gar nicht darum, gegen einen vermeintlichen Ökonomismus die konkreten Formen des Klassenantagonismus, Lohnkämpfe, Auseinandersetzungen um die Ausdehnung des Normalarbeitstages bei gleichzeitiger Dynamisierung und Flexibilisierung der Gesamtarbeitszeit in determinierende Position gegenüber der Akkumulations- mittlerweile mehr Krisentendenz des Kapitals zu bringen. In der Tat, die Strategien des politischen Staates, mit ihm die gewerkschaftlich-sozialpartnerschaftliche Domestizierung des Konfliktes zwischen Kapital und Arbeit, und der „ausgehandelte“ Lohnanteil am privat angeeigneten gesellschaftlichen Mehrprodukt bilden die abhängige Variable an der Größe der Akkumulation und nicht umgekehrt. Die postlinkskeynesianische Trauer über den schleichenden Rückzug des „autoritativen Sozialstaates“ (H. J. Krah) aus den ehemals vergesellschafteten Sphären des Transport- und Kommunikationswesens, aus den ureigensten Verwaltungsdomänen der Reproduktionssphäre der Ware Arbeitskraft, wodurch angeblich Ausbeutung und Kapitalherrschaft ihren ausbeuterischen Charakter abgemildert hätten, ist nicht zu teilen.

Der theoretische Sprung über die Analyse von Herrschafts- und Produktionsverhältnissen hinweg direkt ins Reich der klassenlosen und arbeitsfreien entstaatlichten 'Gemeinschaft' mikroelektronisch vernetzter Gemüsebauern wird wohl kaum gelingen und kann organisatorisch-praktisch keinen Appellationscharakter entwickeln. Sich kampfflos über den durch den Postfordismus erzwungenen Wandel der Arbeitsverhältnisse auszuschweigen, die den teil-entrechteten Status der Ware Arbeitskraft global zwar vereinheitlicht, lokal und national aber auf die serialisierte Berührungslosigkeit und Isolierung herabdrückt, ist zu wenig. Die bislang erfolgreiche Divide-et-Impera-Taktik nationalstaatlicher Akkumulationsregimes im Gegeneinanderausspielen verschiedener Fraktionen der „virtuellen Paupers“, ungleichzeitige arbeitsrechtliche und bürgerrechtliche Verhältnisse zu schaffen, war bislang erfolgreich, könnte aber bald aufhören es zu sein, wenn neoliberale Deregulationssehnsüchte nur annähernd wahr werden. Die Regel, wonach die Unterprivilegierten immer nur die ändern sind, nämlich ethnisch dequalifizierte Gruppen, die in sekundäre



Beschäftigungsbereiche abgespalten wurden, und als zunächst 'vorübergehende Unterklasse' in die mitteleuropäischen Marktwirtschaftsdemokratien importiert wurden, wenn keine ausreichend großen ethnischen Minoritäten vorhanden waren, könnte bald sistiert werden, um weichen, 'weiblicheren' und flexibleren Arbeitsverhältnissen für alle Platz zu machen:

„Die Arbeit geht nicht aus. Was ausgehen wird, ist für viele der traditionelle, gut bis sehr gut bezahlte Beruf auf Lebenszeit. Den wird es vielleicht nur noch für die Hälfte der Bevölkerung geben. Die andere Hälfte wird mit einer Mischung von Teilzeitarbeit, unbezahlter Arbeit, gelegentlichen Phasen der Volltätigkeit und einem Maß an Selbständigkeit ein ganz anderes Portefeuille von Tätigkeiten haben als es die alte Karrierewelt kannte. (...) Im Grunde ist es das, was Frauen schon lange gemacht haben, wenn sie sich eben nicht nur im Beruf, sondern auch zu Hause, im Kindergarten und der Schule engagieren. Es fällt Männern außerordentlich schwer, dieses weibliche, viel flexiblere Lebensmodell für sich zu akzeptieren.“<sup>18)</sup>

Im Zuge dieser nicht nur vorgestellten sondern teilweise bereits vollzogenen Einebnung könnte im Zusammenhang einer damit erfolgenden Desillusionierung, was die Möglichkeiten des Statusbehauptung nach unten hin betrifft, längerfristig die Chance dazu entstehen, zumindest einen Teil der prekär Beschäftigten für nicht-rassistische und nicht-nationalistische Orientierungsformen zu gewinnen. Diese Option ist für eine fortgesetzte Analyse und Kritik der kapitalistischen Verhältnisse zumindest offenzuhalten.

- 1) H. Marcuse: *Der eindimensionale Mensch*, Berlin 1967, S. 15
- 2) T.W. Adorno: *Soziologische Schriften I*, S. 369.
- 3) H. Marcuse: *op. cit.*, S. 261
- 4) O. Spengler: *Politische Schriften*, Mchn. 1934, S. 281
- 5) T.W. Adorno/M. Horkheimer: *Dialektik der Aufklärung*, Ffn. 1988, S. 193
- 6) H.-J. Krah: *Konstitution und Klassenkampf*, Ffn. 1971, S. 289
- 7) T.W. Adorno: *op. cit.*, s. Fn. 2), S. 358
- 8) T.W. Adorno: *op. cit.*, s. Fn. 2), S. 360
- 9) O. Spengler: *op. cit.*, s. Fn. 4), S. 79
- 10) KRISIS 18, Bad Honnef 1996, S. 44
- 11) *Marxistische Kritik* 7, Erlangen 1989, S. 17
- 12) *ebda.* S. 9
- 13) *ebda.* S. 17
- 14) *ebda.* S. 19
- 15) *ebda.* S. 18
- 16) KRISIS 18, s. Fn. 10) S. 49
- 17) MEW Bd. 4, S. 37
- 18) R. Dahrendorf: *Interview*, *Wirtschaftswoche* 13(1997), S. 48

# Der Kapitalismus und du

## FRAGMENTE EINER KRITIK DES BÜRGERLICHEN ALLTAGS

von Franz Schandl

Der Alltag hat in den letzten Jahrzehnten zweifellos eine steile Karriere gemacht. Nachdem das Alltägliche in der Wissenschaft vorher kaum Beachtung gefunden hat, stand das profane Leben plötzlich im Mittelpunkt gelehrter Aufmerksamkeit. Der neue Forschungsgegenstand wurde aber weniger kritisch rezipiert als süchtig aufgenommen. Es triumphtierte die deskriptive Gier der Anhäufung. Jeder Furz war würdig der Aufarbeitung. Jede G'schicht konnte da Geschichte werden. Ganze Stoßtrupps von Historikern und Soziologen fielen über die „Normalsterblichen“ her und heuchelten Interesse.

Im Mikrokosmos der Kleinigkeiten erstickte das gesammelte Material die Totalität, gingen Erkenntnis oder gar Theorie im Gatsch der Empirie unter. Weniger von Interesse war da schon seine Formbestimmtheit, am allerwenigsten interessierte die Kritik des Alltags. Im folgenden Beitrag geht es darum, von dieser Unart der modischen Stilisierung Abstand zu gewinnen, kurzum den Alltag zum Objekt der Gesellschaftskritik, nicht nur des Allgemeinwissens, zu machen.

### 1. Alltägliche Erschöpfungen

Der Alltag als der erscheinende Rest der das Wesentliche sinnlich überdimensionierenden objektiven Tatsächlichkeiten und subjektiven Vollzugspflichten ist die träge Aufdringlichkeit schlechthin. In seiner penetranten Art des Daseins läßt er kein Entfliehen zu. Jedem Entzug folgt die Heimholung. Alltag nennt sich die Pflichterfüllung der eigenen Existenz. Er zwingt uns zu konstruktivem Verhalten in einem destruktiven Gesamtzusammenhang. Unser Widerstand ist lächerlich gegen das, was wir durch unser tägliches Walten und Werken dazu beitragen. So gesehen ist der Begriff des Verhaltens überhaupt eine schamlose Übertreibung, setzt er doch voraus, daß dieses aus Überlegung und Entscheidung, also in Selbstbestimmung möglich ist. Das stimmt nur äußerst bedingt, bloß innerhalb der herrschenden Bezüglichkeitssysteme, nicht gegen sie.

„Es ist ein Wesenszug der Pragmatik des Alltagsdenkens, daß die Denktätigkeit nichts anderes als die gedankliche Vorbereitung dringlicher alltäglicher Handlungen bzw. die Reflexion bereits erfolgter Handlungen ist“,<sup>1)</sup> schreibt Agnes Heller in ihrem Buch „Das Alltagsleben“ (1970). Die Frage nach dem Warum bleibt zumeist

ungestellt. Wichtig ist nicht das „Wissen, was warum ist“, sondern das „Wissen, wie etwas geht“. Es ist nicht leicht, einen wirklich reflektierten Bezug zu seinem Alltag zu entwickeln. Im täglichen Müssen, der Praktizierung des Daseins ist das überhaupt unmöglich. Im Alltag verhält man sich opportunistisch, seine Vernunft ist jene der Gelegenheit. Es geht immer um die unmittelbare Adäquanz. Das Verhältnis ist affirmativ, nicht kritisch. Das Gedachte verläßt selten das Niveau der Erfahrung. Die individuelle Erhaltung zeitigt die individuelle Haltung.

Der Alltag ist stets eine unmittelbare Aufforderung, keine mittelbare Herausforderung. Er duldet keinen Widerstand. Mit ihm ist kein Hinauskommen möglich, sein Ziel ist nichts anderes als die Reproduktion. Der alltägliche Gebrauch führt zu den Gebräuchen des Alltags. Das Praktizierte erscheint nicht als historisch bestimmt, sondern als krude Daseinsweise. Das ihr Spezifische geht in dieser Allgemeinheit völlig unter, kann in seiner Besonderheit gar nicht mehr wahrgenommen werden. Die tägliche Erschöpfung ist wahrlich der Zustand, der uns um den Verstand bringt. Der Mensch, das ist ein Alltagsautomat, der seinen Geschicken als Diener folgt. Nicht umgekehrt!

An nichts ist man so gewöhnt wie an das Gewöhnliche. „Das Morgige, dessen das alltägliche Besorgen gewärtig bleibt, ist das 'ewig Gestrige'“,<sup>2)</sup> sagt Heidegger. So wie es ist, ist es gewesen, so wird es werden und vor allem: so soll es ja auch bleiben! Alltag meint die Ziellosigkeit des Gewöhnlichen. Die notwendige, immer wiederkehrende Einlösung ein- und derselben Abläufe. Für das einzelne Individuum ist er die zweite Natur in ihrer puren Form.

### 2. In den Niederungen der Erfahrung

Die Welt des Alltags ist eine der Erfahrung. Detto dessen Denken. Dieses Denken, das in den Erfahrungen des Alltags hängen bleibt, sich in seinen Maschen verfängt, nennt man positivistisch. Es zeichnet sich dadurch aus, daß es sich naiv und unmittelbar zu den kapitalistisch konstituierten Vorgaben und Begriffen verhält, sie unkritisch als gegeben hinnimmt. „Dieser Alltagsverstand bewegt sich auf der Oberfläche der Alltagserfahrung, auf der Ebene des „Tatsachen“-scheins, der das Wesen und das Wesentliche verschleiert, für den Alltagsmenschen unkenntlich und unverstehlich macht. Sowohl für diese Alltagshaltung



wie für deren theoretische Reflexion trifft der – auf eine nicht zu leugnende, oft subtile Weise – von den theoretischen Akteuren selbst gewählte Begriff des „Positivismus“ zu. Der Alltagsmensch, erst recht der in das empiristische Räderwerk eingespannte Arbeiter, ist notwendiger- und gezwungenermaßen Positivist. Das Durchschauen des Alltagsscheins ist ihm fremd, es würde das Bestehende transzendieren und dem Menschen die Fähigkeit rauben, sich anzupassen, mitzumachen, zu funktionieren, wie es ihm die ihm angetane Funktion in einem System der Selbstreproduktion der repressiven Ordnung abverlangt. Ein auf Totalitätsdenken beruhendes Durchschauen der Verhältnisse würde die für das Funktionieren unerläßliche Bedingung der Identifikation mit wesentlichen Einrichtungen der bestehenden Ordnung unmöglich machen. Identifikation in irgendeiner Form ist in jeder Gesellschaft unvermeidlich und notwendig (...).“<sup>3)</sup>

Erfahrung ist bloß ein passives Hinnehmen, ein *In-Sich-Aufnehmen* des Geschehens, ja noch mehr: ein *Darin-Aufgehen*. Es ist übrigens kein Zufall, daß die abgekürzte Form des *Darin-Aufgehen* nur das *Draufgehen* sein kann. Erfahrung verläßt die Form des Passivs niemals als Negation, sondern bloß als sich ständig wiederholende Positionierung des Vorgefundenen. „Die Tätigkeitsformen des Alltagslebens haben die größte Affinität zur Passivität“,<sup>4)</sup> schreibt Agnes Heller. Robert Musil faßte genau das unter der Formel des „aktiven Passivismus, dessen man unter Umständen fähig sein muß!“<sup>5)</sup>

Es ist ein Kennzeichen der Erfahrung, daß sie über das Herkömmliche nicht hinaus kann und hinauswill. Das gilt paradoxerweise sogar dann, wenn die Handlungen schon selbst einen anderen Charakter angenommen haben. Erfahrung ist Beschränkung des menschlichen Geistes auf das, was sich ihm täglich aufzwingt. Ihr Denken ist ein *Registrieren* und *Speichern*. Ihr Verarbeiten dient der Pflichterfüllung. Erfahrung stellt ab auf Realität. Doch *Realität* ist immer bloß der metaphysische Entwurf der Wirklichkeit. Etwas Abgeschnittenes, Losgelöstes, Getrenntes. Jene soll akzeptiert werden in ihrem kruden Dasein, nicht als bestimmte oder bestimmbare Möglichkeit, sondern will als eherne Notwendigkeit aufgetaucht sein.

Erfahrung zeitigt konservatives, weil konservierendes Wissen und Bewußtsein. Dieser Konservatismus hat meist einen einfachen Grund: Die Menschen wissen, was ist, sie wissen aber nicht, was kommt. Solange es ertäglich und unausweichlich erscheint, wird Bekanntes Unbekanntem vorgezogen. „Das Bestehende, mag es sein, wie es will, wird bis zu einem gewissen Grad als natürlich empfunden und nicht gern angetastet“,<sup>6)</sup> schreibt der große österreichische Romancier Robert Musil. Oder Friedrich Engels: „Die Tradition ist die große hemmende Kraft, sie ist die Trägheitskraft der Geschichte.“<sup>7)</sup>

Neues kann jedenfalls kaum aus der Erfahrung heraus gedacht werden, die scheinbare Leichtigkeit ihres Zurechtfindens im Alltag schlägt um in Ignorantentum und Dummheit, begibt sie sich auf fremdes Terrain. Der Alltag ist konterrevolutionär. Er schneidet die Möglichkeiten der Menschen ab, indem sie in einer neurotischen Wiederholungseifer das Verwirklichte stets zu verwirklichen sucht. Alltag, das ist der Trott, der die menschliche Regression als Potenz birgt.

Die Aufhebung der Erfahrung ist daher eine Bedingung der Emanzipation. Denken ist mehr als Registrieren. Es ist mehr als ein Aufnehmen, es ist ein *Erkennen*, somit Denken über das Denken, kurzum: *Reflektiertes Reflektiertes*. Ein Deuten, und das „heißt primär: an Zügen sozialer Gegebenheit der Totalität gewahr werden.“<sup>8)</sup> Man kann mehr erkennen als man erfahren kann. Erkennen ist ohne die aktive Zubereitung, ohne ein Losgehen auf das Objekt unmöglich. Der Gegenstand wird im Prozeß der Erkenntnis bearbeitet. Das Aufgenommene wird nicht bloß hingenommen, begreifen meint immer auch hingreifen und eingreifen. Der Mensch ist im Erkennen Handelnder, nicht bloß Betroffener.

### 3. Die Erkrankungen des gesunden Menschenverstands

„Dich auf Beistimmung der allgemeinen Menschenvernunft zu berufen, kann dir nicht gestattet werden; denn das ist ein Zeuge, dessen Ansehen nur auf dem öffentlichen Gerüchte beruht“,<sup>9)</sup> schrieb Immanuel Kant in seinen „Prolegomena“. Dies sollte auch uns als Leitlinie dienen.

Der *gesunde Menschenverstand* kann durchaus als eine einzelfallgebundene Gelegenheitsvernunft beschrieben werden, als eine prinzipielle Ausnutzung der Besonderheit einer Situation oder eines Falles. Was nützt's?, ist seine Frage. Aber diese wird nicht allgemein gestellt, sondern nur spezifisch, kennt nur einen Ort und eine Zeit: hic et nunc! Wenn also jemand daherkommt und meint, das sage doch der gesunde Menschenverstand, sollten eigentlich die Alarmglocken läuten.

Dem gesunden Menschenverstand liegt die unzulässige Verallgemeinerung der Erfahrung zugrunde. Er baut auf Wahr-Scheinlichkeit und Nachahmung auf, er ist nicht kreativ, sondern reaktiv. Wie die Logik des Kapitals ist auch der gesunde Menschenverstand als ideologischer Modus des Alltags blind. Wenn auch zielsicher blind. Diese Blindheit versteckt sich nämlich hinter der tatsächlichen und meist beeindruckenden Bewältigung des Alltags, woraus dann ja auch gleich voreilig auf seine Gesundheit geschlossen wird. In ihrer anmaßenden wie verrückten Dogmatik unterstellt die Formel, daß alles von ihm abweichende Denken krankhaft sei. Denken als reflektiertes Reflektiertes wird somit überhaupt als ideologisch diskreditiert.

Umgekehrt! Es war die Leistung der abend-

ländischen Aufklärung, ihrer positiven Dialektik, die Kritik des gesunden Menschenverstands ins Zentrum gerückt zu haben. Gottfried Wilhelm Leibniz notierte in These 28 seiner „Monadologie“: „Die Menschen handeln wie die unvernünftigen Tiere, insoweit die Verkettungen ihrer Rezeptionen lediglich nach dem Prinzip des Gedächtnisses erfolgen. So ähnlich ist es bei den empirischen Ärzten, die einfach Praxis haben, aber keine Theorie; wir alle sind bei drei Vierteln unserer Tätigkeiten nur Empiriker.“<sup>10)</sup>

Johann Gottlieb Fichte setzte den gesunden Menschenverstand überhaupt mit dem Nichtdenken gleich, ja denunzierte ihn seinerseits als „unheilbare Krankheit“. In seinem Werk „Der geschlossene Handelsstaat“ schreibt er: „Der Nichtdenker, der doch gesunde Sinne und Gedächtnis hat, faßt den vor seinen Augen liegenden wirklichen Zustand der Dinge auf, und merkt sich ihn. Er bedarf nichts weiter, da er ja nur in der wirklichen Welt zu leben, und seine Geschäfte zu treiben hat, und zu einem Nachdenken gleichsam auf Vorrat, und dessen er nicht unmittelbar zur Stelle bedürfte, sich gar nicht gereizt fühlt. Er geht mit seinen Gedanken über diesen wirklichen Zustand nie hinaus, und erdenkt nie einen andern: aber durch diese Gewohnheit nur diesen zu denken, entsteht ihm allmählich, und ohne daß er sich dessen eigentlich bewußt wird, die Voraussetzung, daß nur dieser sei, und nur dieser sein könne. Die Begriffe und Sitten seines Volkes und seines Zeitalters scheinen ihm die einzig möglichen Begriffe und Sitten aller Völker und aller Zeitalter. Dieser verwundert sich gewiß nicht, daß alles nun gerade so sei, wie es ist, weil es nach ihm gar nicht anders sein kann; er erhebt gewiß nicht die Frage, wie es so geworden, da es nach ihm ja von Anbeginn so gewesen. Nötigt sich ihm ja eine Beschreibung anderer Völker, und anderer Zeitalter auf, oder wohl gar ein philosophischer Entwurf, wie es nirgends gewesen, aber allenthalben hätte sein sollen, so trägt er immer die Bilder seiner Welt, von denen er sich nicht losreißen kann, hinein, sieht alles durch sie hindurch, und faßt nie den ganzen Sinn dessen, was ihm vorgetragen wird. Seine unheilbare Krankheit ist die, das Zufällige für notwendig zu halten.“<sup>11)</sup>

Für Georg Wilhelm Friedrich Hegel ist der gesunde Menschenverstand schlichtweg das „bewußtlose Urteilen“,<sup>12)</sup> „etwas End- und Bodenloses, das nie dazu kommen kann zu sagen, was es meint, weil es nur meint und sein Inhalt nur Gemeintes ist.“<sup>13)</sup> Die Sicherheit der „sinnlichen Gewißheit“ ist nicht zuletzt Folge ihrer geistigen Beschränktheit: „Die Kraft ihrer Wahrheit liegt also nun im *Ich*, in der Unmittelbarkeit meines *Sehens*, *Hörens* usw., das Verschwinden des einzelnen Jetzt und Hier, das wir meinen, wird dadurch aufgehoben, daß *Ich* sie festhalte.“<sup>14)</sup> Mit Hegel sollte uns weiters klar sein „daß in der Wissenschaft ganz andere Bestimmungen vorkom-



men als im gewöhnlichen Bewußtsein und im sogenannten gemeinen Menschenverstand, der nicht gerade der gesunde<sup>(15)</sup> ist. Auch Adorno konstatierte einen „durch seine Gesundheit erkrankte(n) Menschenverstand“<sup>(16)</sup>

#### 4. Die Welt der Ware

Der Kapitalismus, das ist kein Äußeres, das sind wir durch unsere gesellschaftlichen Kommunikation. Seine Gesetzmäßigkeiten sind uns *eingeherrscht*, nicht von außen *aufgeherrscht*. Unsere Selbstbeherrschung ist nur die subjektive Seite dieser objektiven Verhältnisse.

Uns interessieren hier vor allem drei Zwangsbereiche des bürgerlichen Alltags, die da sind: *Beschäftigung, Markt, Reproduktion*. Es geht um:

Erstens: *Geld verdienen*, um leben zu können, d.h. Wertaneignung durch eigene oder fremde produktive Arbeit;

Zweitens: *Austauschen* – Kauf und Verkauf als fetischisierte Formen des Wechsels von Gebrauchswerten;

Drittens: Unmittelbare und mittelbare *Reproduktion* (Essen, Schlafen, Kochen, Rasten, Pflegen, Putzen).

Um diese Anforderungen gibt es kein Herkommen, außer der dritten sind sie nicht bloß historisch überformt, sondern eins und zwei sind geradezu gänzlich historisch bedingt, Ausdruck bestimmter Produktionsverhältnisse, die eben nicht generalisierbar sind, auch wenn das laufend geschieht, so getan wird, als seien Geld und Tausch anthropologische Konstanten der Menschheit, so als wäre das Dasein ohne sie gar nicht mehr vorstellbar, geschweige denn herstellbar. Wenn schon nicht für alle Vergangenheit gültig, so zumindest für alle Zukunft.

Wir leben in einer Welt der Waren. Der Autor dieses Textes sitzt in seiner Warenwelt. Die Füllfeder, die Bücher, der Computer, die Regale, der Tisch, das Bett, der Fernseher, der Kuchen. Sie alle sind durch mehrerer Tauschvorgänge (= Geldgeschäfte) hierhergekommen. Das Gemeinsame dieser Dinge ist ihr Warencharakter, was meint, diese Produkte haben Gebrauchswert und Tauschwert. (Analog gilt das auch für Dienstleistungen). Alles transportiert sich über Wert und Geld. Das Charakteristische ist, daß uns unsere Lebensäußerungen als Waren, eben als kauf- und verkaufbare Gegenstände und Leistungen gegenüberstehen. Alles soll seinen Preis haben. Unser System produziert Waren, zirkuliert Waren, konsumiert Waren.

Der unmittelbare Produzent stellt sie nicht für sich her, ja nicht einmal primär für andere, sondern in erster Linie, um an Geld zu kommen. Daher verkauft er seine Arbeitskraft gegen dieses, um sodann den erhaltenen Lohn auf dem Markt, der Zirkulationsebene zu entäußern, die für ihn notwendigen Lebensmittel zu kaufen, um als Konsument durch deren Verzehr und Vernutzung

seine Arbeitskraft zu erhalten, um in der anschließenden Produktion wiederum seine Arbeitskraft verkaufen und verausgaben zu können. „Der Lohnarbeiter lebt nur vom Verkauf der Arbeitskraft. Ihre Erhaltung – seine Selbsterhaltung erfordert tägliche Konsumtion. Seine Zahlung muß also beständig in kürzeren Terminen wiederholt werden, damit er die zu seiner Selbsterhaltung nötigen Einkäufe – den Akt A-G-W (Arbeit-Geld-Ware, F.S.) oder W-G-W (Ware-Geld-Ware, F.S.) wiederholen kann.“<sup>(17)</sup> Das Ganze nennt sich kapitalistischer Waren- und Geldkreislauf und ist im ersten Abschnitt des Zweiten Bandes des Marx'schen „Kapitals“ ausführlich dargelegt.<sup>(18)</sup>

Im Kapitalismus wird also nicht unmittelbar produziert um zu konsumieren – wie Adam Smith noch behauptete – , sondern produziert, um Geld zu erhalten, um kaufen zu können, um konsumieren zu können, um sich reproduzieren zu können, und um wieder von vorne beginnen zu können. Usw., usw. Die Bedürfnisse sind nicht unmittelbar ausgerichtet, sondern mittelbar, indirekt. Unmittelbar und direkt ist nur das Interesse an der Inwertsetzung, an der Verwertung. Die materiellen (und immer mehr auch die ideellen) Verwirklichungen müssen durch die Geldmaschine. Der Mensch selbst ist nur Durchlaufreaktor des Geldes. Was er erhält, gibt er aus, sei es im Konsumieren, Sparen, Anlegen etc.

Die stofflichen Prozesse werden in der kapitalistischen Warengesellschaft durch das Geld immateriell transzendiert und verdoppelt. Geld ist die allgemeine Ware, in der sich alle besonderen Waren ausdrücken. Im Geld erlischt der Unterschied aller Gebrauchswerte. Der Wert ist der Fetisch des Stoffes. Im Gegensatz etwa zu Gott, den man heute als überholte Fetischform erkennen kann oder auch nicht, ist dies beim Geld defacto nicht der Fall. Gläubige wie Ungläubige müssen nach seinem Gesetz handeln, ihm somit gehorchen, weil sie Unterworfenen sind.

Fetischismus meint, daß die Menschen sich nicht direkt anerkennen, sondern eines Konstrukts bedürfen, um sinnvoll miteinander in Beziehung treten zu können. Die Akzeptanz der Menschen untereinander erfolgt so durch die ihnen objektiv aufgetragenen und subjektiv realisierten Formen wie eben Geld, Vertrag, Politik, Staat, Recht etc. Das *Du* ist somit kein direktes Du, sondern eine gesellschaftliche Position: Käufer, Verkäufer, Vertragspartner, Arbeiter, Unternehmer etc. Dem Mantelverkäufer trete ich nicht als Mantelbedürfer gegenüber, sondern ausschließlich als Mantelkäufer. Ob ich einen benötige oder nicht, ist in diesem Tauschakt völlig egal, ebenso ob ich keinen oder schon zwei- und zwanzig besitze. Ausschlaggebend ist, ob ich ihn bezahlen kann.

Idealtypisch ist der Tausch stets sachbezogen und unpersönlich. Aber nicht nur Verkäufer und Käufer interessieren nicht, auch der Gebrauchs-

wert fungiert lediglich als Träger des Tauschwertes. Objektive Funktion und subjektive Intention sind im Tauschgeschäft nicht eins. Vornehmlich geht es um die Realisierung des Werts. Die Menschen treten sich als Charaktermasken ihrer Produkte und Leistungen, ihrer Dinge und Geschicklichkeiten gegenüber, auch direktere Bezüglichkeiten (etwa Liebes- und Freundschaftsverhältnisse, die zwar laufend gegen den Markt repellieren, ohne wirklich autonom sein zu können)<sup>(19)</sup> bleiben von der Warenlogik nicht unberührt.

#### 5. Vom Geld haben müssen

Was brauche ich? oder Was will ich? kann nicht Grundlage sein, sondern: Was kann ich mir leisten? Eine Grundfrage des bürgerlichen Individuums lautet: *Wie komme ich zu Geld?* Jeder von uns stellt sich zwangsweise die Frage, wo es denn etwas zu holen gibt. Andauernd geht es darum, Geld aufzustellen. Da mag einer grob, ein anderer vorsichtig, der dritte gemein, der vierte fahrlässig, der fünfte absolut gesetzestreu sein. Das Ziel ist vorgegeben und es ist für alle gleich.

Eines kann sich das Mitglied des kapitalistischen Systems nicht aussuchen: ob es Geld haben will oder nicht. Es will es haben müssen. Für eine Entscheidung ist hier kein Platz. Geld ist quasi-natürlich geworden, es ist eine unhinterfragte Existenzbedingung der bürgerlichen Gesellschaft. In diesem Punkt können daher die Menschen – unabhängig von allen demokratischen Freiheiten – nicht frei sein. Es gibt keine Freiheit vom Geld, vom Tauschwert, vom Wert, von abstrakter Arbeit. An dieser Kette hängt das bürgerliche Individuum, ohne sie eigentlich wahrzunehmen. Sie ist ihm Fleisch und Blut geworden, Bestandteil seiner Identität.

Der Mensch ist im Kapitalismus der personifizierte Träger der Waren, egal ob er sie verkauft oder ob er sich selbst verkauft. Aus diesem übermächtigen gesellschaftlichen Gesetz gibt es kein Entfliehen. „Die Abstraktheit des Tauschwertes ist a priori mit der Herrschaft des Allgemeinen über das Besondere, der Gesellschaft über ihre Zwangsmitglieder verbündet. (...) Durch die Reduktion der Menschen auf Agenten und Träger des Warentauschs hindurch realisiert sich die Herrschaft von Menschen über Menschen. Der totale Zusammenhang hat die konkrete Gestalt, daß alle dem abstrakten Tauschgesetz sich unterwerfen müssen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen, gleichgültig, ob sie subjektiv von einem „Profitmotiv“ geleitet werden oder nicht.“<sup>(20)</sup>

Cuius regio, eius religio. Der Glaube an das Geld hat totalen Charakter. Zumindest dort, wo es sich nachdrücklich festsetzen konnte. Der Kapitalismus desavouiert schon das einfachste „Menschenrecht“, indem er die menschenwürdige Existenz in materieller Hinsicht an Geld koppelt. Man denke etwa an die öffentliche Drangsalierung jener, die aus dem Verwertungs-



prozeß rausgefallen sind. Geld ist das soziale Apriori. Dort, wo das Fortkommen auf das Einkommen angewiesen ist, sollte man von Menschenwürde nur bedingt zu sprechen. Sie verbleibt, wie schon das Wort sagt, im Konjunktiv. Menschenwürde ist nur eine fragile bürgerliche Möglichkeit, nicht mehr. Notwendig ist also gerade die Aufhebung von Menschenrecht und Menschenwürde durch das Menschsein.

## 6. Auf dem Markt

Eines der hartnäckigsten Gerüchte ist dieses: Der Tausch ist eine eherne Konstante aller menschlichen Gesellschaften. Bereits Aristoteles bezeichnete „Verkauf und Kauf, Zinsdarlehen und Bürgschaft, Leihe, Hinterlegung und Miete“ als freiwillige vertragliche Beziehungen, „weil der Ursprung dieser wechselseitigen Beziehungen in unserer freien Entscheidung liegt.“<sup>(21)</sup> Die Ontologisierung des Tauschs ist für Aristoteles eine Selbstverständlichkeit: „Daher muß für alle Tauschgüter ein bestimmter Preis festgesetzt sein. Denn so wird es immer Austausch geben und durch ihn Gemeinschaft. Geld ist also jenes Ding, das als Wertmesser Meßbarkeit durch ein gemeinsames Maß und somit Gleichheit schafft. Denn ohne Austausch gäbe es keine Gemeinschaft, ohne Gleichheit keinen Austausch und ohne Meßbarkeit keine Gleichheit.“<sup>(22)</sup>

Bei schlichteren Geistern wie Milton Friedman liest sich das Einmaleins der Marktwirtschaft allen Ernstes wie folgt: „So ist der Verbraucher vor einem Druck durch den Verkäufer dadurch gesichert, daß es andere Verkäufer gibt, bei denen er kaufen kann. Ebenso ist der Verkäufer dadurch vor einem Zwang durch den Konsumenten geschützt, daß er mit anderen Konsumenten abschließen kann. Der Angestellte ist vor Nötigung seitens seines Arbeitgebers dadurch geschützt, daß er für andere Arbeitgeber arbeiten kann, und so weiter. All das wird auf dem Markt ohne eine zentrale Instanz erreicht.“<sup>(23)</sup> Jeder oberflächliche Blick auf den Arbeits- und Wohnungsmarkt müßte diese euphorische Sichtweise eigentlich entlarven. Gerade heute.

Von der stofflichen oder materiellen Seite her betrachtet, verdeutlicht die Marktwirtschaft nichts anderes als die Trennung der Menschen von ihren Produktions- und Konsumtionsmitteln. Gesellschaftliche Erzeugnisse, ob Häuser oder Paradeiser, Stemmeisen oder Gummistiefel, werden nicht gesellschaftlich verfügt und direkt angeeignet, sondern durchlaufen die Metamorphosen des Kapitals bis sie konsumiert werden können.

Tausch meint, daß Produkte und Leistungen sich in der gesellschaftlichen Kommunikation nur als ein sich wechselseitig Bedingendes erfüllen können. Nehmen bedingt Geben bedingt Nehmen etc.. Unter dem Dogma des Tauscherts können sie nur als zwei äquivalente Seiten derselben Medaille bestehen. Produktenabgabe wie

Produktenentnahme sind keine einfachen Akte, sondern gestalten sich im Zwangsverhältnis des Geschäfts. Das gilt auch analog für Dienstleistungen. Nur das Konkretum kann freiwillig sein, nicht die Form in der es sich vollzieht, nicht die Positionierung, von der aus es getätigt wird. Das Geschäft ist das Sakrament bürgerlichen Kommunikation. Seine Rechtsform ist der Vertrag. Dieser verdeutlicht wiederum nichts anderes als das konstitutive Mißtrauen der Menschen gegeneinander. Das objektive Defizit an allgemeiner Verlässlichkeit manifestiert sich darin. Dies alles und mehr zu hinterfragen, wird in der normierten Öffentlichkeit freilich als völliges Hirngespinnst wahrgenommen. Solch Denken ist Halluzination.

Der Tausch als Imperativ des Kaufens und Verkaufens zwingt natürlich auch zur Konkurrenz, zum Kampf, „Jeder gegen jeden“, sei es am Obst- oder am Arbeitsmarkt. Es geht darum, (sich) teuer zu verkaufen und billig einzukaufen. Unter dem Druck dieser objektiven Vorgabe, die auf ihrer subjektiven Seite die Ausschöpfung aktueller Lebensstandards bedeutet, entsteht ein Klima der allgemeinen Kälte, ein Klima, das permanent Vertrauen und Solidarität untergräbt, diese zu Sonntagsbekenntnissen degradiert. (Bald werden sie auch für den Sonntag nicht mehr gelten.) Permanent denkt das bürgerliche Individuum an das Übervorteilen, auch ohne das eigentlich zu wollen. Das Konkurrenzprinzip ist auf Ausschließung, Zurückdrängung und Vernichtung des Gegenüber programmiert. „Die Tatsache, daß „der Kampf für sich selbst“ zugleich „ein Kampf gegen andere“ ist, durchdringt den gesamten Alltag.“<sup>(24)</sup> *Homo homini lupus*.

„Im Kampf ums Leben gibt es keine denkerischen Sentimentalitäten, sondern nur den Wunsch, den Gegner auf dem kürzesten und tatsächlichen Wege umzubringen, da ist jeder-mann Positivist; und ebenso wenig wäre es im Geschäft eine Tugend, sich etwas vormachen zu lassen, statt auf Feste zu gehen, wobei der Gewinn letzten Endes eine psychologische und den Umständen entspringende Überwältigung des anderen bedeutet.“<sup>(25)</sup> Im Geschäft liegt die konzentrierte Gewalt der Verhältnisse. Der hell-sichtige Musil läßt zurecht fragen: „Aber ist das Geld nicht eine ebenso sichere Methode der Behandlung menschlicher Beziehungen wie die Gewalt und erlaubt uns, auf ihre naive Anwendung zu verzichten? Es ist vergeistigte Gewalt, eine geschmeidige, hochentwickelte und schöpferische Spezialform der Gewalt. Beruht nicht das Geschäft auf List und Zwang, auf Übervorteilung und Ausnützung, nur sind diese zivilisiert, ganz in das Innere des Menschen verlegt, ja geradezu in das Aussehen seiner Freiheit gekleidet?“<sup>(26)</sup> Wir haben Freiheiten uns in der Form des Geschäftes zu bewegen, wir haben aber auf der Ebene des gesellschaftlichen Stoffwechsels wenig Freiheit gegen die Form des Geschäfts.

Lohnkampf und Preiskampf sind obligat, immer präsent, machen die Menschen zu Klassenfeinden und Tauschgegnern. Das bürgerliche Selbstbewußtsein (inklusive des einst beschworenen proletarischen Klassenbewußtseins!) kann vor diesem Hintergrund nichts anderes sein als die immanente Selbstbehauptung in Zwangsverhältnissen. Stets geht es ums Durchsetzen. Das bürgerliche Individuum steht unter dem Zwang, sich in Wert zu setzen, (sich) zu verkaufen, um kaufen zu können. Das bedingt natürlich auch unzählige und aufdringliche Abarten der charakterlichen Maskierung, sei es Bluff oder Fassade, Mode oder Werbung. *Anbieten, Anpreisen, Anmachen* sind bürgerliche Formen der Selbstverstellung. Stets geht es um Täuschung im Sinne des Tauschs.

Die Manipulation durch die Massenmedien darf daher gerade vor diesem Hintergrund nicht überschätzt werden, das sind Realisierungsmaschinen, nicht Schaffungsinstanzen der verkehrten Welt im Kopf. Die Kulturindustrie ist Folge, nicht Ursache. Für diese Art von Beeinflussung müssen die Menschen schon konstituiert und dimensioniert sein. Die Durchschnittsmenschen bewegen sich in diesem Kontinuum, sie brauchen nicht verleitet zu werden. Sie stehen auf der Leitung. Und nicht nur auf dieser, sondern auch auf diese. Und zur Zeit verkabeln sie sich immer mehr.

## 7. Freizeit oder befreite Zeit

Freizeit hat sich als Begriff analog zu dem der (geregelten) Arbeitszeit entwickelt. Ohne diese ist jene gar nicht zu denken. Freizeit ist demnach die Nichtarbeitszeit. Sie steht aber nicht außerhalb der bürgerlichen Kommunikationsformen, sondern ist ihr immanent: jede Freizeit soll produziert, zirkuliert und konsumiert werden als ein Konglomerat von Waren und Dienstleistungen; jene ist das Gebiet der Unterhaltungsindustrie, auch wenn die Kolonisierten aufmucken und sich gelegentlich wehren, ja gerade Momente außerhalb der Verdinglichung besonders genießen. Doch das gelingt selten. Da die Bedürfnisse gesellschaftlich konstituiert sind und transformiert werden, sind Begriffe wie *Freizeit* oder *Freiraum* überhaupt prekär, nicht mehr als zaghafte Annäherungen an etwas, das es nur in Spurenelementen gibt. Freizeit ist somit bloß ein Vorgeschmack von befreiter Zeit. Unter *befreiter Zeit* kann nur eine wirklich konsequenzlos disponible Zeit verstanden werden, in der die Möglichkeiten sich zu entscheiden, wirksam gegeben sind.

Einkaufen ist keine freie Zeit, Putzen ebenso wenig. Essen ist dort, wo es primär dem stofflichen Fortkommen dient, keine freie Zeit, dort, wo es sich genießerisch veranstaltet, sehr wohl. Was freilich nicht immer säuberlich zu trennen ist. Der eingeworfenen Hamburger, das aufgewärmte Gulasch erscheint als notwendige



Belästigung, das Aufkochen, am Sonntag für Freunde und Bekannte hingegen als eine hohe Form gemeinsamer Lust. Aber selbst die gleiche Speise kann unter geänderten Umständen ganz anders auf uns zukommen. Die Frage der gesellschaftlichen Bestimmung des Essens ist nicht durch die Beschaffenheit desselben gelöst, auch wenn die Qualität der Mahlzeit oft ausschlaggebend für unser Wohlbefinden sein kann.

Prinzipiell ist es natürlich sinnvoll, Traktoren und Schuhe, Kopierer und Mischmaschinen in kürzerer Tätigkeitsdauer, mit weniger Verschleiß an Muskel, Nerv und Hirn herzustellen. Schonung der menschlichen und natürlichen Ressourcen ist eine Leitlinie der Emanzipation. Bloß das kann überhaupt befreite Zeiten und Räume für alle Menschen, nicht nur für bestimmte Privilegierte, hervorbringen. Es gilt zu Gegebenheiten vorzudringen, die eben nicht von Reproduktion und Produktion, Markt und Büro, kurzum vom Alltag diktiert werden.

Ein Ziel ist die Abnahme der gesellschaftlich gebundenen Zeit. Doch bisher erwachsen aus der Überwindung natürlicher Beschränkungen nur kulturelle hintennach. Diese Gesetzlichkeit zu brechen ist eine zentrale Aufgabe. Emanzipation heißt Kampf gegen den existentiellen Kampf und schließlich dessen Überwindung, zumindest was die materielle Seite anbetrifft. Es geht um den Schritt vom Überleben zum Leben. Um nichts weniger als um den Austritt aus der menschlichen Vorgeschichte: „Das Reich der Freiheit beginnt in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört; es liegt also der Natur der Sache nach jenseits der Sphäre der eigentlichen materiellen Produktion. Wie der Wilde mit der Natur ringen muß, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sein Leben zu erhalten und zu reproduzieren, so muß es der Zivilisierte, und er muß es in allen Gesellschaftsformen und unter allen möglichen Produktionsweisen. Mit seiner Entwicklung erweitert sich das Reich der Naturnotwendigkeit, weil die Bedürfnisse; aber zugleich erweitern sich die Produktivkräfte, die diese befriedigen. Die Freiheit in diesem Gebiet kann nur darin bestehen, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehen. Aber es bleibt dies immer ein Reich der Notwendigkeit. Jenseits desselben beginnt die menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit, das aber auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühen kann.“<sup>(27)</sup>

### 8. Aus dem Alltag ausbrechen

Man gehört zu dieser Welt, ob man will oder nicht. Gerade die Anerkennung dieser Gehörigkeit ist freilich Voraussetzung ihr nicht hörig zu sein. Der Ansatz der Befreiung liegt, so paradox es scheint, darin, das bürgerliche Gerede vom freien selbstbestimmten Subjekt zu boykottieren und zu destruieren, nicht es als ideologisches Apriori vor sich herzutragen, egal ob sich das jetzt „freier Mensch“ oder „mündiger Bürger“ benennt. Erst wenn man keine falschen Illusionen mehr hegt, ist es möglich, von dieser gesellschaftlichen Bestimmung ideell zu abstrahieren. Die Voraussetzung höherer Erkenntnis ist die Bewußtwerdung der Bewußtlosigkeit, was mitnichten deren sofortige Negation oder gar Aufhebung bedeutet. Notwendig ist vielmehr die bewußte Anwendung der Bewußtlosigkeit, was den Widerspruch schon in der Aussage miteinschließt. Doch genau darum geht es, um dessen Schaffung.

„Aus dem Alltag ausbrechen“ ist zu einem geflügelten Wort geworden. Jawohl, der Alltag ist ein Gefängnis. Nicht bloß eines, sondern das. Leben wird – und das ist nicht von der Hand zu weisen – als dem Alltag gegensätzlich empfunden. Dem ist so. Alltag, das ist die graue Existenz der Monaden, der Leibnizschen fensterlosen Wesen, die gleich Ameisen ihren Stoffwechsel erledigen, auch wenn dieser weitgehend sozial bestimmt und nicht natürlich beschaffen ist. „Ich habe kein Leben, ich habe ein Programm“, sagte unlängst erst das medizinisch-technische Notfallprogramm der „Voyager“.

Eine wirkliche Revolution, d.h. eine, wo nicht nachher die alte Scheiße in dieser oder jener Form wieder hochkommt, ist nur möglich, wenn sie sich als eine Umwälzung gestalten läßt, die den Alltag auch wirklich aushebelt. Denn genau das steht an: Nicht ein anderer Alltag, sondern die Aufhebung des Alltags.

- 1) Agnes Heller, *Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion* (1970), Frankfurt am Main 1978, S. 259
- 2) Martin Heidegger, *Sein und Zeit* (1927), Tübingen, 16. Aufl. 1986, S. 371
- 3) Leo Kofler, *Zur Kritik der „Alternativen“*, Hamburg 1983, S. 41
- 4) Agnes Heller, *Das Alltagsleben*, S. 89
- 5) Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften I.* (1930), Reinbek bei Hamburg 1987, S. 368
- 6) Ebenda, S. 305
- 7) Friedrich Engels, *Einleitung zur englischen Ausgabe „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“* (1892), MEW, Bd. 19, S. 543
- 8) Theodor W. Adorno, *Einleitung in: ders. u. a., Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Darmstadt und Neuwied, 9. Aufl. 1979, S. 42
- 9) Immanuel Kant, *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik die als Wissenschaft wird auftreten können* (1783), Werkausgabe Band V,

Frankfurt am Main 1988, S. 137

- 10) Gottfried Wilhelm Leibniz, *Monadologie* (1714), Stuttgart 1979, S. 19
- 11) Johann Gottlieb Fichte, *Der geschlossene Handelsstaat, Ein philosophischer Entwurf als Anhang zur Rechtslehre, und Probe einer künftig zu liefernden Politik mit einem bisher unbekannten Manuskript Fichtes „Ueber StaatsWirtschaft“* (1800), Hamburg 1979, S. 62-63
- 12) Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Phänomenologie des Geistes* (1807), Werke 3, Frankfurt am Main 1986, S. 241
- 13) Ebenda, S. 242
- 14) Ebenda, S. 86
- 15) Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Wissenschaft der Logik I.* (1812/1831), Werke 5, Frankfurt am Main 1986, S. 85
- 16) Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik* (1966), Frankfurt am Main, 7. Aufl. 1992, S. 295.
- 17) Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Zweiter Band: Der Zirkulationsprozeß des Kapitals* (1885), MEW, Bd. 24, S. 40-41
- 18) Ebenda, S. 31-153
- 19) Vgl. dazu ansatzweise: Franz Schandl, *Versuchungen. Skizzen über die Liebe und das Vögel, Weg und Ziel Nr. 2/96*, S. 20-27
- 20) Theodor W. Adorno, *Einleitung in: ders. u. a., Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Darmstadt und Neuwied, 9. Aufl. 1979, S. 21
- 21) Aristoteles, *Nikomachische Ethik, Buch V*, Stuttgart 1969, S. 126 [1131a 1-21]
- 22) Ebenda, S. 135. [1133b 14 - 1134a 2]
- 23) Milton Friedman, *Kapitalismus und Freiheit* (1962), München 1976, S. 36
- 24) Agnes Heller, *Das Alltagsleben*, S. 35
- 25) Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, S. 303
- 26) Ebenda, S. 508
- 27) Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band* (1894), MEW, Bd. 25, S. 828

### Neu : Krisis 19

Ernst Lohoff: *Der Tod des sterblichen Gottes. Eine Skizze über Aufstieg und Fall des Nationalstaates* • Robert Kurz: *Antiökonomie und Antipolitik. Zur Reformulierung der sozialen Emanzipation nach dem Ende des „Marxismus“* • Volker Hildebrandt: *Der Dritte Sektor* • Gaston Valdivia: *„Zeit“ ist Geld und Geld ist „Zeit“*. Von der Produktion der „Zeit“ zu ihrer marktwirtschaftlichen Dekonstruktion

198 S., 20 DM. ISBN 3-89502-054-0

# Krisis

beiträge zur kritik der warengesellschaft

Horlemann Verlag • Postfach 1307  
53583 Bad Honnef • Fax 02224/5429



# Große Klasse

AUSZÜGE AUS EINEM REFERAT IM KRITISCHEN KREIS

von Gerold Wallner

Aus: Das Elend der Philosophie, Karl Marx, „Die Bedingung der Befreiung der arbeitenden Klasse ist die Abschaffung jeder Klasse, wie die Bedingung der Befreiung des dritten Standes, der bürgerlichen Ordnung, die Abschaffung der Stände war.“

Aus: Das Manifest der Kommunistischen Partei, Karl Marx/Friedrich Engels, „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrückter und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zu einander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen.“

Aus: Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung, Ricardo, „Der natürliche Preis der Arbeit ist jener, der notwendig ist, um den Arbeitern, einem wie dem anderen, zu ermöglichen, sich zu erhalten und die Existenz ihres Standes“ (*race* im Original) „ohne Vermehrung oder Verminderung weiter zu führen.“

Aus: Ein Mangrovenbiotop im Barriereriff vor Belize, K. Ritzler/I. Fellner, in: Spektrum der Wissenschaft 3/96: „Im Mangrovensumpf verschwimmen die Grenzen zwischen Wasser und Land; Ozeane und Kontinente dringen ineinander ein – ist das nun das Forschungsgebiet eines Meeresbiologen oder eines Waldökologen?“

Der Begriff der Klasse ist ein Begriff des wissenschaftlichen Aufbruchs im Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Die Zuordnung von als getrennt und vereinzelt wahrnehmbaren Phänomenen in einer eigens für diese eingerichteten Wissenschaft, das Besetzen von Arbeitsfeldern und Gegenständen durch neu entstandenen Forschungsrichtungen machte es notwendig, nicht nur das Ergebnis der Forschung, sondern auch dessen Gegenstand zu beschreiben, zuzuordnen, eben zu klassifizieren. Paradigmatisch für diese wissenschaftliche Sichtweise ist das System Linnés, sowohl was die Beschreibung der einzelnen Phänomene entlang empirischer, äußerlicher Merkmale betrifft, als auch die Verlängerung dieser Merkmale in's Abstrakte. Diese Abstrahierung betrifft nun das Unterscheidungsmerkmal genauso wie das zu Unterschei-

dende. Klassifizieren heißt also zunächst einmal das Zuordnen von Erscheinungen auf der Oberfläche der Betrachtungsfelder entlang äußerer und funktionaler Eigenschaften und das Zusammenfassen dieser Gruppen von Eigenschaften in je eigenen *corpores*.

So wird es in der Biologie entlang äußerer und funktionaler Eigenschaften möglich, Wiederkäuer von Fleischfressern zu unterscheiden, und nicht nur dies – das Wissen um diese Unterscheidung ist ja älter als die damit befasste Einzelwissenschaft –, sondern diese Entscheidung auch zu begründen mit der Beschreibung von Zähnen, Skeletten und Mägen. Ebenso werden hierarchische Abstufungen innerhalb der Biologie möglich, vom Reich (der Bakterien, Pilze, Pflanzen, Tiere) über Stamm, Klasse, Ordnung, Familie, Gattung hin zur Art, bis sich auf der Ebene der Unterart, also der Rasse, die Bezugskriterien verlieren und auflösen. In der Tat ist ja Rasse dann endlich ein Begriff, der in der Art vollkommen aufgeht und seine Bedeutung nur noch aus den Zufälligkeiten ungewollter (geographischer) oder gewollter (züchterischer) räumlicher Trennung erklären kann. Jedenfalls ist Rasse gegenüber der Art nicht mehr in dem Sinne distinktiv, daß sie in sich selbst konstitutive Merkmale empirischer oder funktionaler Natur aufweisen kann, die auch dann noch gültig bleiben, wenn die von außen hinzu getretene Eigenschaft der Trennung weg fällt.

Diese angelegte Auflösung der eben erst gewonnenen Begrifflichkeit innerhalb eines Systems zeitigt aber noch viel Sonderbareres. Um nur ein Beispiel zu nennen: es mag noch hingehen, auf Grund der Tatsache verschiedener, in verschiedenen Individuen angefundener Keimdrüsen auch im Tierreich von männlichem und weiblichem Geschlecht zu sprechen. Zwar sind die äußerlichen und funktionalen Merkmale für diese Zuordnung willkürlich gewählt; es wäre eine Zuordnung möglich nicht nur entlang der Abgabe von Samen (männlich) und Eiern (weiblich), sondern z. B. entlang der Brutpflege und Aufzucht (als weiblich etwa; dann wären das bei den Kaiserpinguinen die nun Männchen genannten Individuen, andere Tierarten wären zwittrig). Aber immerhin verfügt die aktuelle Wahl der Merkmale für die Bestimmung des Geschlechts noch über einen gewissen Grad an Plausibilität. Vollends in den Bereich sozialer Tradition – unabhängig von der empirischen Erscheinungsform der Merkmale – tritt

diese Unterscheidung aber bei den Pflanzen, wo nicht nur zweigeschlechtliche Pflanzen als männlich und weiblich unterschieden werden, ja selbst bei eingeschlechtlichen Pflanzen werden noch bei der Blüte männliche und weibliche Blütenteile unterschieden. Hier haben wir es eindeutig mit der Verlängerung gesellschaftlicher Befindlichkeiten in's Wissenschaftliche hinein zu tun, die nun die Wissenschaft nach ihrem Ebenbild schaffen.

Ein kreatürlich Vorgegebenes, in unserem Fall geschlechtliche Vermehrung, wird in der naturkundlichen Einzelwissenschaft entlang sozialer Erfahrungen klassifiziert. Das Ergebnis, das von der Gesellschaft anhand des Umgangs ihrer Mitglieder mit einander vorformuliert wurde, dessen Fragestellung bestimmte Antworten inkludiert, strahlt in die Gesellschaft zurück, wo die sozial gewordene Einteilung mit dem Prestige und der Autorität der Wissenschaft als natürliche befestigt wird. Das gilt auch für unseren Begriff Klasse, der ganze Generationen politischer Auseinandersetzung prägte, ohne dabei seine Stichhaltigkeit anders zu beweisen, als dadurch, dass er eben verwandt wurde entlang willkürlich gewählter, empirischer äußerer und funktionaler Merkmale. Selbst diese Merkmale können, ja müssen wechseln. Der Klassenbegriff des Kommunismus hat nichts gemein mit dem Klassenbegriff der Journalistik; „politische Klasse“ ist so ein Begriff, der in die Sprache des Journalismus zur Erhellung von Abhängigkeiten und Zuordnungen aus dem Bereich der Soziologie eingegangen ist und Eigenständigkeit erlangt hat. Und wenn auch unter Rückgriff auf Marxens Klassenbegriff die Bezeichnung „politische Klasse“ in „Steigbügelhalter der Bourgeoisie“ oder „Bourgeoisie“ selbst aufgehen würde, hätte „politische Klasse“ doch alle Wesensmerkmale aufzuweisen, die es erlauben, den Begriff Klasse anzuwenden, nämlich eine Reihe äußerer und funktionaler Merkmale, die auf eine gegebene Menge von Individuen zutreffen. Bei Marx selbst wird dieser Begriff verschieden verwandt, je nachdem, welche Merkmale er heranzieht; die Klassen der Klassenkämpfe sind andere Klassen als die arbeitende Klasse, deren Befreiung als Bedingung die Abschaffung jeder Klasse hat. Ist im einen Fall das distinktive Merkmal ein allgemeines Dasein als unterdrückt oder unterdrückend in einem ontologisch rechtfertigenden Bezugsrahmen, bezogen auf eine empirisch beschreibbare Stellung zum gesellschaftlichen



Mehrprodukt, so ist im anderen Fall das Merkmal die epochale Zugehörigkeit, ohne dabei Unterdrücker und Unterdrückte zu differenzieren, sondern bürgerliche und vorbürgerliche Gesellschaftlichkeit.

Wieder dieses Oszillieren: je nach gewähltem Bezugsrahmen – Menschheitsgeschichte oder Geschichte der aktuellen bürgerlichen Periode – finden wir verschiedene empirische Merkmale, die die gesellschaftlichen Klassen verschieden definieren, hervortreten, verschwinden oder in einander übergehen lassen. Ist Proletariat einmal von seiner Stellung zu den Produktionsmitteln bestimmt, also von der völligen Abwesenheit derselben in seiner Hand, zeigen die historischen Befunde der jeweils aktuellen gesellschaftlichen Durchsetzungsform bürgerlicher Geselligkeit, wie neben ein Merkmal (keine eigenen Produktionsmittel, also Proletariat) andere treten können, die dann andere Klassifizierungen zulassen, etwa von einer hohen Durchlässigkeit zwischen den Klassen sprechen (e.g. eigene Produktionsmittel aus der Tradition des Handwerks, seien sie nun eigenes Werkzeug oder eigene Erfahrung, was Arbeitsorganisation bis hin zur Etablierung eines eigenen Betriebs erlaubt; oder soziales Verhalten, das das Geldinteresse internalisiert und so die Stellung zum Betrieb und zum gesellschaftlichen Getriebe auf die Basis kapitalistischer Solidarität stellt, sei es durch Arbeitsethos, sei es durch wirkliche finanzielle Beteiligung, die dann oft schon einen anderen Betrieb meint, als den, in dem eins aktuell sein Geld verdient).

Ich habe weiter oben angedeutet, wie Rasse und Geschlecht Klassifikationen sind, die als distinguierende Begriffe Modifikationen unterliegen können, die vom Hinterfragen bis zur völligen wissenschaftlichen Unbrauchbarkeit gehen. Ähnliches gilt für den Begriff Klasse, der eine Einteilung der Gesellschaft anhand empirischer funktionaler und äußerer Merkmale auch dort vornehmen will, wo die Merkmale sich als historisch fungierend und innerlich herausstellen. Eine Klasse von Sternen ist nicht grundsätzlich oder inhaltlich etwas anderes als eine Klasse von Menschen; eine Klasse von Sternen ist etwas anderes, weil Sterne etwas anderes sind als Menschen, auch wenn das Klassifizieren das Selbe ist. Was hier als Binsenweisheit erscheint, kommt andererseits aber als Tabu einher; warum sollten sonst MarxistInnen vermeiden, ihren Klassenbegriff anders denn als sozial zu verstehen? Warum sollte es AstrophysikerInnen lächerlich erscheinen, ihren Klassenbegriff anders denn als auf Sterne bezogen zu meinen? Das Tabu, das uns nicht erlauben darf, vom Klassifizieren zu sprechen, schützt also seinen jeweiligen Gegenstand vor den Anfechtungen der Kritik, stellt ihn als Solitäres, Unangreifbares vor, dessen Hierarchisierungen nur aus sich selbst begriffen werden dürfen, stellt die

eine Wissenschaft gegen die andere, den einen Forscher gegen die andere Gelehrte, fein säuberlich getrennt. Was das eine (klassifizierte) Forschungsgebiet vom anderen trennt, soll nicht als vereinbares Gemeinsames durchschaubar sein. Der Willkürlichkeit gewählter Standpunkte beim Klassifizieren soll nichts entgegen gehalten werden. So ist auch die marxistische Klasse der Klassenkämpfe bloß das Produkt eines in der Wissenschaft (der Philosophie) angewandten Differenzierungsschemas, das in der Folge seine höheren politischen Weihen erhalten hat und so aus einer empirischen Selbstverständlichkeit des wissenschaftlichen neunzehnten Jahrhunderts zum allseits gültigen Erklärungsmodell eines Epochen übergreifenden Selbstverständnisses wurde.

Die anschließende Diskussion im Kritischen Kreis hat sich von diesem Gedanken sofort wieder wegbewegt. Interessanterweise wurde das Tabu bestätigt dadurch, dass die Diskussion nach kurzer Zeit auch schon beim Klassenkampf und dessen Geschichtswirksamkeit angelangt war. Wo ich nach der ungewollten und ungewussten Sicht der Gesellschaft auf sich selbst gefragt habe, fragte Schandl nach Erfolgen und Fortschritten und band den Begriff der Klasse an ein politisches Subjekt. Ausführlicher wurde er in einem Referat ein

halbes Jahr später, und so schließe ich meine Darstellung kursorisch mit: Thesen über Geschichte, Fortschritt und Emanzipation. Referat im Kritischen Kreis 17. 9. 1996, Franz Schandl, in: Streifzüge 3-4/1996: „So gibt es zwei historische Auswahlkriterien aus der Vergangenheit, die objektive, d. h. wie die menschliche Entwicklung sich selbst ausbreitet und die Gesellschaft bestimmt und die subjektive, durch Geschichtsforscher und andere vorgenommene Interpretation des historischen Materials.“

P.S.: Ich behaupte hier nicht, daß meine Aussagen über den Begriff Klasse in einem der oben zitierten Auswahlkriterien zu verorten wären. Vielmehr behaupte ich, daß der Begriff Geschichte selbst schon einer klassifizierenden Sicht der Gesellschaft auf sich selbst geschuldet ist, also nicht unbedingt mit der Überwindung dieses Denkens einher geht. Paradoxerweise erscheinen Einzelwissenschaften wie auch deren begriffliches Instrumentarium nicht als etwas der gegebenen Gesellschaft Immanentes, sondern von ihr Unabhängiges, frei Flottierendes, nicht als Sicht der Gesellschaft durch die Wissenschaft hindurch auf sich selbst, sondern als nahezu unbeteiligter Blick der Wissenschaft auf die Gesellschaft; ganz so, als wäre diese – was ja beinahe der Fall sein könnte – der Gegenstand jener und nicht Fleisch von ihrem Fleische. ■

## Populistische Televisionen

NOTIZEN ZUR KULTURINDUSTRIELLEN AUFLÖSUNG DER POLITIK

von Franz Schandl

Politik reduziert sich immer mehr auf die Inszenierung medialer Auftritte: Diskussionsrunden, Konfrontationen, Talk-Shows sind in. Besonders vor den Wahlen. Besonders im Fernsehen. Grund genug also, zwischen den Wahlgängen nachzufragen, was da abläuft.

Die aufgeführten Debatten selbst bringen meist wenig Interessantes oder gar Neues. Aufgeschrieben würden sie leicht als ein schwadronierendes Aufsagen von wechselnden Beliebtheiten und obligaten Beliebtheiten zu erkennen sein. Würde man Namen oder Texte vertauschen, es dürfte kaum auffallen. Dort, wo das Ausgesagte so ähnlich geworden ist, daß man schon fast einen kollektiven Einsager vermuten könnte, müssen gefällige Äußerlichkeiten in ihrer Dimensionierung wachsen.

An politischen Duellen interessiert primär das Duell, nicht die Politik. Politik wird zum Spektakel, zum televisionären Realkabarett. Es ist, im wahrsten Sinne des Wortes, ein Schauspiel. Auseinandersetzung wird in hohem Ausmaß

irrationalisiert. *Begeisterung* ist identisch mit *Entgeistigung*. *Wer gibt's wem? Welcher Schlag ist ein Tref-fer?* Kein Tiefschlag ist verboten, vorausgesetzt, er sitzt. Es ist ein Spiel ohne Spielregeln. Alles ist erlaubt: „Fair is foul, and foul is fair.“ (Shakespeare) Der Gegner muß abmontiert, nein: richtiggehend demontiert werden. Die Brutalität der Worte ersäuft die Ähnlichkeit der Vorhaben und Anliegen. Sie simuliert Differenz durch Grobheit.

Inhaltliche Unterschiede sind nicht substantiell, Ideologie erscheint bloß als aufgesetztes Surrogat zur Befriedigung der eigenen Klientel. Man denke nur an das jüngste Beispiel, wo italienischer Links- und Rechtsblock sich gegenseitig vorwarfen, das Wahlprogramm des Kontrahenten gestohlen zu haben. Derweil, sie bräuchten sich das Gleiche nicht zu stehlen. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis (nach den Wahlkonzepten) auch die Wahlprogramme bei Werbefirmen bestellt und gekauft werden können. Es geht da nicht (mehr) um Verständigung



und Selbstverständigung, sondern nur noch um eine unmittelbar zu erreichende gesellschaftliche Verständlichkeit.

Politik folgt in ihren Aussagen den subjektiven Wünschen in Form von *Versprechungen*, in ihren Handlungen hingegen den objektiven Zwängen in Form von *Entsprechungen*. Diese Diskrepanz wird aber nicht ihrem inhaltlichen Gehalt nach wahrgenommen und zum Gegenstand der Debatte gemacht, sondern die Objektivität des Bruchs wird in der Tagespolitik als subjektiver Verrat übersetzt. Das Problem der Differenz zwischen *politischem Rezept* und *gesellschaftlicher Rezeption* ist, daß jenes gesellschaftlichen Notwendigkeiten entspringt und entspricht, als deren Entwicklungshilfe es sich der Unbill der gesellschaftlichen Rezipienten unweigerlich aussetzt, die eben diese Differenz sich bloß oberflächlich als Widerspruch innerhalb der Politik versinnlichen, nicht aber als einen zwischen Gesellschaft und Rezeption begreifen. Nicht die Analyse des Gesellschaftlichen beschäftigt daher die Politik, sondern die Analyse der gesellschaftlichen Rezeption. Nicht *Was ist?* oder *Was tun?*, sondern *Wie kommt was rüber?*

Die Ringkämpfe begeistern: Jöo, so a Theater. Selbst ein kritischer Kopf wie Werner Vogt hatte an Madeleine Petrovic am meisten auszusetzen, daß sie ihn um das Vergnügen der medialen Konfrontation Haider gegen Pilz gebracht hat. Das Duell Rechts- gegen Linkspopulist ist es, das hier eingefordert wird. Nicht, was Haider ist, wird hier mehr gefragt, sondern wie er auf der Schaubühne am besten hinzurichten ist. Solche Betrachtung hat Haider mehr internalisiert als ihr recht ist. Solche Begegnung mit ihm ist in keiner Weise eine aufgeklärte oder gar emanzipatorische, sondern ergötzt sich daran, daß da noch einer ist, der das schnelle Wort so leer daherzureden versteht, nämlich ein *unserer*. Im Saloon rauchen die Colts. Gib's ihm, schreien die Fans.

Die Duelle werden nicht angeschaut, um zu sehen, was die Politiker zu sagen haben, sondern, ob sie zu reden verstehen, wie sie gestikulieren und sich artikulieren, Taferl aufstellen und Sprüche klopfen, Schläge austeilen und Übergriffe parieren, Mascherl tragen oder Lederjacke. Zwischen *Seitenblicken* und *Politikererblicken* ist der Unterschied nicht substantiell. Ja, er verliert sich sogar zusehends in seinen existentiellen Erscheinungen.

Existentielles und televisionäres Erscheinen sind synchronisiert. Daher ist es auch verständlich, daß sie in den Parteisekretariaten die Stoppuhren zücken, um ja peinlich genau die Kontingente an Sekunden zu überwachen. Deren Job besteht darin, das jeweilige Quantum einzufordern und gegebenenfalls zu steigern. Das politische Geschäft analogisiert sich der Warenwirtschaft. Es ist ohne deren Kriterien nicht mehr erklärbar. Was darüber hinausgeht, ist größtenteils Simulationstheater. Und doch, was in den Sekretariaten geschieht, ist nicht kleinlich, es ist notwendig, weil

adäquat. Banale Kritiken, die idealistisch alte Zustände einfordern, greifen zu kurz.

Gefragt werden muß freilich auch nach der psychischen Dimension, die dieses Schlachten und Befetzen überhaupt erst ankommen läßt. Berufliche wie reproduktive Anstrengungen erfordern meist soviel Zeit und Aufwand, daß außertourlich keine Anstrengungen mehr unternommen werden können. Konsum frißt Geist. Die Kulturindustrie hat sich der Politik bemächtigt.

Die Leichtigkeit der Konsumtion ist die Kehrseite der Schwierigkeit des Alltags. Nach dieser Leichtigkeit gieren die so dimensionierten medialen Konsumenten. Es ist daher übertrieben und irreführend, wenn Peter Rabl schreibt: „Die live übertragene direkte und wenig gesteuerte (sic!, FS.) Politiker-Diskussion bietet dem Wähler ungefilterte (sic!, FS.) Information und Entscheidungshilfe, die wir in den Printmedien nicht liefern können.“ (Kurier, 26. November 1995) Es ist vielmehr eine Show, der Filter und Steuerung durch objektive Standardisierung geradezu immanent sind.

Bei Strafe des Untergangs hat man sich dem anzupassen. Aufpassen muß man freilich nur, daß man nicht zuviel des Guten tut, bloß noch als Abziehbild erscheint. So geschehen der grünen Spitzenkandidatin: „Madeleine Petrovic entblößte sich bei allem glaubhaften Ernst im Anliegen als unflexibles, leicht aus dem Kurs zu bringendes Produkt von zu viel Medientraining“, schreibt Peter Rabl in einem der noch freundlicheren Kommentare. (Ebenda) Dem ist nicht zu widersprechen. Die zur Schau gestellte Überaffirmation kann sich bitter rächen. „Putz dich auf, eher red' ich nicht mit dir“, sagte der reich gewordene Schlucker zu seiner Sepherl in Nestroys „Zu ebener Erde und im ersten Stock“. Der gesamtmediale Schlucker forderte von Madeleine & Co nichts anderes ein. Putzen wir sie auf, damit wir uns an ihr abputzen können, scheint das journalistische Motto gewesen zu sein.

*Wie komme ich an?* ist zur zentralen Frage des politischen Akteurs aufgestiegen. *Was denke ich?* *Was will ich?* *Was mache ich?* ist von untergeordneter Bedeutung. Genau deswegen leiden so viele Politiker unter der chronischen Krankheit des *Reflexionsverlustes*. Tiefschürfende Reflexionen sind im unmittelbaren Tagesgeschäft irrelevant bis hinderlich. Obzwar es ausgerechnet die *Abgehobenheit* ist, die kritisiert wird, ist paradoxerweise ein Mangel an dieser feststellbar.

In der Politik geht es um Überzeugtheit (nicht Überzeugung) und um Selbstbehauptung (nicht Selbstbewußtsein). Hochentwickeltes Ignorantentum, welches an der wahrgenommenen Oberfläche als *G'spür* erscheint, ist schlechterdings Bedingung des Erfolgs. Die hemdsärmelige *Gradlinigkeit* mancher Politiker ist nicht selten umgekehrt proportional zum tatsächlich Gemachten, vom Gemachten erst gar nicht zu reden. Sie ist durchaus nicht als Markenzeichen persönlicher

Sensibilität und Integrität zu entschlüsseln. Das „Moch ma“-Phänomen, das den Stammtisch beeindruckt, ist nicht selten realitätsblind, aber es gefällt. Es redet nach dem Mund, nicht nach dem Hirn. Es suggeriert Klartext, ohne sich um den Kontext auch nur zu kümmern. (Politikwissenschaftler der Zukunft werden das übrigens als Zilk-Syndrom beschreiben.)

Politik ist in ihrer seichten Pragmatik mehr denn je konkretionssüchtig, fernab von Abstraktion, Theorie und Plan. Realistisch ist für sie immer nur die jeweilige Praxis und deren aktuelle Anschlußfähigkeit. Und diese gestaltet sich stärker denn je als ein krudes Geschäft, als Verkaufen personifizierter Exponate.

Politik und Programmatik sind sich fremd geworden. Letztere regrediert auf das Niveau ideologischer Versatzstücke, erstere auf die Ebene des Sachzwangs. Wenn alles der unmittelbaren Verwertung unterworfen ist, kann es also gar keine ideologische Festigkeit irgendwelcher Grundprinzipien mehr geben. Politik wird zur reinen Taktik, sie ist *sachorientiert* und somit *lose* geworden: *inhaltslos, konzeptlos, strategielos*.

Das mediale Spektakel übertönt nur die grenzenlose Langeweile und zunehmende Inkompetenz des Politischen. Präsenz und Präsentation sind daher zum politischen Imperativ geworden. Die Daseinsberechtigung der Politik resultiert vornehmlich aus ihrer inszenierten, notwendigen wie unerträglichen Allgegenwart. Wobei aber gerade der Zwang zur Omnipräsenz es den Politikern verunmöglicht, ihre Auftritte auch wirklich vorzubereiten. Da er aber erscheinen muß, muß er sich primär um sein Erscheinungsbild kümmern. Von diesem hängen seine in Hitparaden-Form publizierten Öffentlichkeitswerte ab. Es ist so des Politikers Aufgabe, obwohl unvorbereitet, vorbereitet zu erscheinen; obwohl inkompetent, kompetent; obwohl uninformiert, informiert.

Wer überall und über alles etwas zu reden weiß, hat selten etwas zu sagen. Das *Darüber-Reden-Können* führt durch seinen übersteigerten, weil universellen Pflichtanspruch unweigerlich zum bloßen *Düber-Reden*. Hüten sollte man sich vor denen, die immer alles auf den Punkt bringen. Des Politikers Metier ist der Small-talk, mag er den Mund auch noch so voll nehmen.

Der vollgenommene Mund kommt übrigens besonders gut an. Der *Sager* hat Konjunktur, und mit ihm, die *Säger*. Die begehrtesten Politiker gleichen immer mehr Conferenciers. Das treibt Jörg Haider in die Bierzelte oder Peter Pilz als Quasi-kabarettisten ins Wiener Szenelokal *Spektakel*. Was kann da also noch lustiger sein, als die von Werner Vogt eingeforderte direkt übertragene Doppelconference im Fernsehen?

Demagogie steht hoch im Kurs. Der sekundäre Populismus ist eben jetzt großgeworden, da Politik in Geiselschaft der Ökonomie immer weniger leisten kann. Populismus meint Überwindung



der Vernunft zugunsten eines dumpfen Gefühls. Es herrscht das Ressentiment, es verlangt nach einprägsamen Formeln. Der Stammtisch ist nichts anderes als der Hort des Rasonierens, der „Freiheit von dem Inhalt und die Eitelkeit über ihn“, wie Hegel es treffend verspottete. Es will *nicht denken*, es will *spüren*. *Führung und Verführung* sind daher entscheidende Momente populistischen Agierens. Zwangscharaktere schreien nach Zwang und Bezwingern. Opfer verlangen nach Opfern. Deswegen ist auch die Skandalisierung einer der wichtigsten Transmissionsriemen des Populismus.

Der Aufstieg des Populismus ist gekoppelt mit einer Abkehr von der Schrift als vorherrschendem Kommunikationsmittel. Der Demagoge ist in der Schrift jedenfalls leichter zu entlarven als am Wort oder im Bild. Letztere sind seine Äußerungsmittel, erstere objektiviert hingegen den sonst übermächtigen Eindruck, macht jenen hinterfragbar. Was Rede bezaubert, entzaubert Schrift. Ruhe ist der Feind des Demagogen. Wer in aller Stille, zwei- oder dreimal den gleichen Satz oder Absatz lesen kann, wird die Banalität des Gedankens leichter erkennen als jener, der in der Masse steht oder vor der Mattscheibe sitzt, den Worten lauscht und den Bildern folgt, Tonfall und Abbild im Moment des Geschehens hinzunehmen hat. In der Schrift werden die Demagogen platt. Sie können weder begeistern, noch beeindrucken. Ihre verbale Monströsität schlägt oft geradezu in Lächerlichkeit um.

Etwas vergrößert, aber doch: Die *Diskretion* der Schrift steht gegen die *Indiskretion* vom Tonbild. Dieses ist aufdringlich, es macht einen an, es sitzt im Kopf, es wird registriert – ob man will oder nicht. Anders die Schrift, ihre Zeichen müssen individuell erobert werden. Die Aufnahme von Schriftstücken erfordert mehr Rezeptionsvermögen und Rezeptionsleistung als jene des Tonbildes. Die Schrift wirkt nicht selbstläufig, sie muß ge-, ja erlesen werden. Da reicht kein Blick zum Einblick, geschweige denn zum Durchblick. Der Ausdruck der Schrift ist durch den ersten Eindruck nicht her- und vorstellbar. Bild und Ton sind *assoziiativ*, Schrift *rezeptiv*.

Die Schrift springt nicht ins Auge, sie ist gemächlich und zäh, was aber auch heißt, daß sie unter dem vorgegebenen Tempo der gesellschaftlichen Entwicklung ins Hintertreffen gerät. Papier ist geduldig, Television ist ungeduldig. Das Tonbild ist den geistigen und gesellschaftlichen Regressionen kompatibler als die Schrift.

Der Druck bringt den Geist auf dessen Niveau. Die Demagogen sind nun umgekehrt den Lesern ausgeliefert, wie Zuhörer und Zuseher ihnen ausgeliefert waren. Deren Pointen werden schal, deren Witz derb, deren Argumentation brüchig. Was sie schrieben, hat sie beschrieben, was sie sagten, hingegen wenig gesagt. Eigentlich müßten sie Videoclips verschenken. Was sie, wie mir unlängst versichert wurde, auch schon tun.

## Perspektiven – Strategien – Differenzen

NACH DEM SEMINAR DES KRITISCHEN KREISES (MAI 1997)

von Harald Winter

In diesem Text geht es – wie auch im Seminar selbst – nicht darum, Einigkeiten festzuhalten oder Differenzen zu konstatieren. Ebenso wenig soll der Versuch unternommen sein, den Gang einzelner Diskussionen nachzuzeichnen oder die Standpunkte, Fragen und Beiträge einzelner Seminarteilnehmer zu dokumentieren (was – angesichts der offenen Form der Veranstaltung – ohnehin fast unmöglich wäre). Vielmehr will ich versuchen, diejenigen Fragen nochmals abzuhandeln, deren Beantwortung mir selbst für die Einschätzung *meiner* eigenen Möglichkeiten zu künftigem Mittun an der Arbeit des kritischen Kreises wesentlich erscheint. Dazu ist zunächst festzustellen, daß meine kritische, politische, wissenschaftliche, diskursive, etc. Auseinandersetzung mit Welt und Menschheit sich nicht in der Begegnung mit dem kritischen Kreis und seiner Arbeit erschöpft – und sich auch künftig darin nicht erschöpfen soll. Insofern genügen gemeinsames Interesse an nur einigen Fragen und Übereinstimmung bezüglich nur einiger Ansichten, Überzeugungen und Zielvorstellungen, um mir Zusammenarbeit an der Klärung eben dieser Fragen und auf Basis eben dieser gemeinsamen Überzeugungen sinnvoll erscheinen zu lassen – sofern die jeweiligen Differenzen entweder auszuräumen sind oder sie, wenn sie unausräumbar bleiben, sich als nicht zentral für die Beantwortung der Fragen erweisen. Andererseits kann und werde ich nicht darauf verzichten, bei Folgerungen, die sich nur aus von mir für falsch gehaltenen Voraussetzungen ableiten lassen, insofern in den Fortgang der Dinge – vielleicht manchmal störend – einzugreifen, als ich zumindest die Tatsache, daß das Ergebnis auf die umstrittene Voraussetzung angewiesen bleibt und daher von mir nicht ohne andere Beweise, Indizien o.a. akzeptiert werden kann, immer wieder verdeutlichen müssen.

In diesen Bereich fallen alle Teile der sogenannten „Krisentheorie“: Erkenntnisse, die sich darauf gründen, können im Einzelfall richtig sein – müssen es aber nicht.

„Ziel des Kritischen Kreises“, schreibt F. Schandl in einem Orientierungspapier zum Seminar, „ist die Schaffung eines theoriefähigen Attraktionspols und später auch eines praxisfähigen Interventionspols einer nichttraditionalistischen und nichtpostmodernen Linken.“ – Diese Linke soll – und das ist eine Aufgabe, die ich für wichtig halte, obwohl ich linke Arbeit und auch linke theoretische Arbeit nicht darauf

beschränkt sehen möchte – alle „gesellschaftlichen Fragen (...) an ihren ökonomischen Grundpotenzen (...) dechiffrieren und erläutern“ (Schandl). Insbesondere sind dazu die „ideellen Leitwerte der Kapitalherrschaft“ (Freiheit, Gerechtigkeit, Menschenrechte ...) als solche (i.e. als Leitwerte, die eben nur innerhalb einer aufgrund kapitalistischer Strukturen organisierten Welt Sinn machen und deren Verfolgen daher aus dieser Organisationsstruktur nicht heraus und über sie nicht hinaus führen kann) nicht nur zu erkennen und zu begreifen, sondern auch – und darin liegt die Arbeit! – als solche anderen erkennbar und begreifbar zu machen. Politik ist als eine die basishaften ökonomischen Prinzipien von Markt-Tausch, Besitz und Lohnarbeit lediglich ergänzenden und steuernde, sie aber nicht in Frage stellende Kraft darzustellen und transparent zu machen; sie ist die globale Komponente eines die menschlichen Dinge lenkenden Systems, das im wesentlichen von den lokalen Komponenten des Tausches und der individuellen Interessensoptimierung beherrscht wird. Und das ökonomisch-politische Gesamtsystem kann – bei allem guten Willen der Politik – eben keine anderen als jene Organisationszustände erreichen, die sich auf Grundlage der lokal operierenden Basis-Mechanismen erreichen *lassen*.

Diese Perspektive, unter der das Gesamtsystem aus den die Ökonomie steuernden Basisprinzipien und den erst oberhalb dieser Basis ansetzenden politisch-staatlichen Mechanismen als ein Ganzes „von außen“ sichtbar wird, gilt es zunächst einmal zur allgemeinen zu machen. Diese Basis zu erreichen und für hinreichend Viele leichter erreichbar zu machen scheint mir ein Zwischenziel, von dem ich glaube, daß es mehr als bisher dezidiert anzustreben ist.

Natürlich bleibt dabei zunächst offen, unklar und umstritten, in welchem *Ausmaß* die Eigen-dynamik kapitalistischer Produktions- und Distributionsverhältnisse allein den Gang der menschlichen Dinge bestimmt und wieviel Spielraum bleibt für Steuerungsversuche durch politische Mechanismen und Prozesse (und letztlich auch, in welchem Maße der Politik überhaupt der Status einer originären, eigenständig wirkenden *wollenden* Einflußgröße zukommt). Dennoch – und grade deshalb! – gilt es auch, über eine Kritik hinauszugelangen, die sich immer auf's Neue darin verschleißt, prinzipielle Aussichtslo-



sigkeit aller konkret-politischen Konstruktionen und Aktionen innerhalb des Kapitalismus erweisen zu wollen. Mag schon sein, daß der Kapitalismus der Strom ist und die Politik nur das Steueruder; dennoch kann es dem Steuermann, obwohl er das Schiff nicht aus der Bahn des Flusses und wohl nicht einmal gegen die Strömung zu lenken vermag, gelingen, Klippen und Untiefen zu vermeiden. Und selbst der Nachweis, daß es ihm nicht immer gelingt, würde uns nicht dazu bringen, auf's Steuern verzichten zu wollen. Und – um im Bild zu bleiben: aus dem Flußlauf, dessen reißenden Oberlauf Marx kannte und beschrieben hat, ist ein breiter Tieflandstrom geworden. An die Stelle der Stromschnellen sind Sandbänke getreten, nicht der erwartete Wasserfall. Und nichts scheint mir gegen die Möglichkeit zu sprechen, daß der Strom uns, wenn wir die Sandbänke vermeiden, langsam und übergangslos hinausführen wird aufs offene Meer – wo dann das Steuer allein die Richtung bestimmt. Anders formuliert: die Zwänge, die von den kapitalistischen Grundstrukturen auf die Politik ausgehen, scheinen mir – tendenziell, global und langfristig gedacht – schwächer, nicht stärker zu werden. Politik gewinnt Freiraum – auch wenn sie dadurch längst nicht frei wird. Kritik, die in jeder Sonnenfinsternis am Wirtschaftshimmel und in jedem Meteoriteneinschlag, der einen Balkanstaat oder eine Reifenfabrik zertrümmert, die Vorzeichen des unfehlbar kommenden Zusammenbruchs erkennen zu sollen glaubt, ist verfehlt. Und sie droht angesichts der Schwierigkeiten der ernstzunehmenden Linken, positive Utopien zu formulieren, zur Ersatzhandlung zu werden. Wo man nicht mit der Beschreibung denkbarer bes-

serer Zustände zu werben vermag, beschränkt man sich auf die Mitteilung, die Arbeit an der Erhaltung und Verbesserung der (ja i.A. einigermaßen erträglichen) Realität sei ohnehin hoffnungslos. – Selbst wenn's wahr wäre und er zufällig in den Himmel führte, wäre dieser Weg des sich-austreiben-Lassens aus dem Nicht-Paradies die würdeloseste Form eines Fortschritts der Menschheit, der sich denken läßt.

Das Gesamtsystem von Tausch- und Lohnarbeitsökonomie, Politik und Staat ist – ich wiederhole – aus einer Perspektive zu betrachten, die es von außen, also eben als Gesamtsystem zeigt, in dem sich die Komponenten zwar wechselseitig bedingen und voraussetzen, neben dem aber andere Gesamtsysteme denkbar sind. Aber: die Denkbare eines anderen, nicht die Analyse des bestehenden Systems ist der letztendliche Zweck des Perspektivwechsels. Die kommt, wie der vorangehende Abschnitt zeigen sollte, lediglich in zweierlei Hinsicht in Betracht: Erstens könnte man sie als Mittel einsetzen wollen, Leser, Hörer ... zum Perspektivwechsel zu zwingen oder diesen doch wenigstens naheulegen; ein Unterfangen, das in Vergangenheit und Gegenwart i.A. scheitert und Widerspruch und Auseinandersetzungen provoziert, wo die Klärung der strittigen Punkte für die Sache gar nicht relevant ist. Zweitens stellt sich die Frage nach den Möglichkeiten eines Überganges aus dem Gegenwärtigen in einen zunächst fiktiven künftigen Zustand der menschlichen Organisation. Soweit sie in dieser Hinsicht in Betracht kommt, ist die Analyse des heutigen und künftigen kapitalistischen Gesellschaftssystems eine Aufgabe, von der ich aber glaube, daß sie im

Moment die verfügbaren Kräfte des kritischen Kreises bei weitem übersteigt. Insbesondere bin ich überzeugt, daß es nicht, wie etwa F. Schandl vermutet, der In-Wert-Setzungs-Mechanismus des Kapitalismus, sondern lediglich die Marx-Ricardo'sche Arbeitswert-Theorie ist, was mit abklingender Expansionsmöglichkeit kapitalistischer Produktion „immer weniger greift“; daß sich also eine erneuerte Analyse nicht auf Basis Marx'scher Theorien vornehmen wird lassen. Nichtsdestoweniger ist sie zu leisten. Man kann die Fragen formulieren und stellen – auch wenn man sie vermutlich nicht beantworten kann. Wo es darum geht, grundlegend Anderes als das Bestehende möglich erscheinen zu lassen, ist „Historisieren“ (des-Bestehenden) das falsche Wort. Denn „Historisieren“ heißt lediglich, etwas als in einem Ablauf nur zu einer bestimmten Zeit vorkommend darzustellen. – Ich würde es vorziehen, zu sagen, daß das System Kapitalismus-Politik als eine bestimmte von vielen schon immer möglichen, inzwischen möglich gewordenen oder auch erst künftig möglich werdenden *technischen Lösungen* der Organisationsprobleme menschlichen Wirtschaftens und Zusammenlebens darzustellen ist. Nur so wird deutlich, daß es eben Probleme *sind*, die – will man verändern – künftig neu und anders gelöst werden müssen. Und daß erst die Arbeit an neuen Lösungen den Weg frei machen kann zu einem Abschied von den alten. In diesem Sinne wäre mein Wunsch, mit diesem Papier Anregungen gegeben zu haben zu einem vielleicht möglichen künftigen Schritt: einem kleinen Schritt in Richtung vom *kritischen* zum *konstruktiven* Kreis.

## Streifzüge-Abo und Spenden

Die weitere Zustellung der Streifzüge kann nur durch Einzahlung eines Geldbetrages mittels des beiliegenden Zahlscheines sichergestellt werden. Die Höhe dieses Betrages stellen wir Ihrer Großzügigkeit anheim. Von dem eingezahlten Betrag gilt ein Teilbetrag von 100,- S als Streifzüge-Abonnement, jeder darüber hinausgehende Betrag gilt als Spende für die Streifzüge und für die Arbeit des Kritischen Kreises.

**Achtung: Dies ist die letzte Ausgabe der Streifzüge, die gratis verschickt wird – künftig werden die Streifzüge nur noch jenen zugesandt, die einen ausreichenden Beitrag eingezahlt haben!**

Zur Deckung der gesamten Kosten der Streifzüge sind wir auf die Bereitschaft der Leserinnen und Leser angewiesen, nach ihren Möglichkeiten auch höhere Beträge einzuzahlen.

Dankeschön!

## Streifzüge

**Medieninhaber:** Kritischer Kreis – Verein für gesellschaftliche Transformationskunde, Margaretenstraße 71-73/23, A-1050 Wien  
**Herausgeberin:** Context – Initiative für freie Studien und brauchbare Information, A-1140 Wien  
**Redaktion:** Franz Schandl, Gerold Wallner und Robert Zöchling  
**Produktion:** Robert Zöchling  
**Herstellerin:** Infrastruktur, Gumpendorfer Straße 157/11, A-1060 Wien, Telefon: 596 80 78, Fax: 596 80 78-4